Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 22

Artikel: Die Feuerbrunst : Erzählung
Autor: Kilian, Peter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672690

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Feuersbrunst

Erzählung von Peter Kilian

Sein Schlaf zersprang wie eine Seifenblase. Er war mit einem Schlag hellwach und vernahm das markdurchdringende, an- und abschwellende Heulen des Feuerhorns. Er sprang aus dem Bett und an das offene Fenster. Wie ein flimmernder und funkelnder Sternengarten wölbte sich der Nachthimmel über dem Land. Stimmen gellten, Läden und Fenster wurden aufgeschlagen, und schon klapperten Schritte auf der Strasse.

Toni reckte sich und gähnte dann. «Wo brennt's!?» rief eine schrille Frauenstimme auf der anderen Strassenseite. «Ich kann nichts sehen . . . » Die Sirene gellte von neuem auf, unheimlich und kalte Schauer erregend, sackte dann wie wimmernd und ersterbend in sich zusammen; die Stille war auf einmal wieder grenzenlos rundum. «Es muss irgendwo da drüben sein!» rief eine schwere, belegte Männerstimme. Toni verdrehte sich fast den Hals, doch sehen konnte er nichts — nur die wundersamen, sternblühenden Gefilde des Himmels. Wieder klapperte jemand unten vorbei. «Wo brennt's!?» rief die schrille Frauenstimme, und jetzt wusste er, wem sie gehörte. Es war das flinke Mundwerk der dicken Frau Wuhrmann. Die Gestalt auf der Strasse rief ohne anzuhalten: «Es muss bei der Silberburg sein, der Himmel ist schon rot dort drüben!»

Toni drehte schnell das Licht an und suchte hastig seine Kleider zusammen, die er zum ewigen Leidwesen der Mutter niemals ordentlich hinlegen konnte. Im Nu war er angezogen, und in den Kittel schlüpfte er auf der Treppe, die wie eine Hühnerstiege halsbrecherisch in die Wohnung hinunterführte. Im Flur erblickte er den Vater am Fenster.

«In der Silberburg soll's brennen!» verkündete ihm der Sohn aufgeregt. «Kommst du mit?»

«Unsinn», brummte der Vater und gähnte, «der Schlaf geht mir vor.» Er stakte in seinen alten Latschen in das Schlafzimmer zurück, und seine Gestalt im langen Nachthemd mit den dünnen Beinen zwang den Sohn zu einem lautlosen Lachen.

«Aber bleib nicht wieder eine Ewigkeit fort!» rief die Mutter aus dem Schlafzimmer.

Toni hatte die Haustür schon erreicht, und noch während sie krachend in das Schloss einschnappte, wusste er, dass sich der Vater wieder masslos darüber ärgerte.

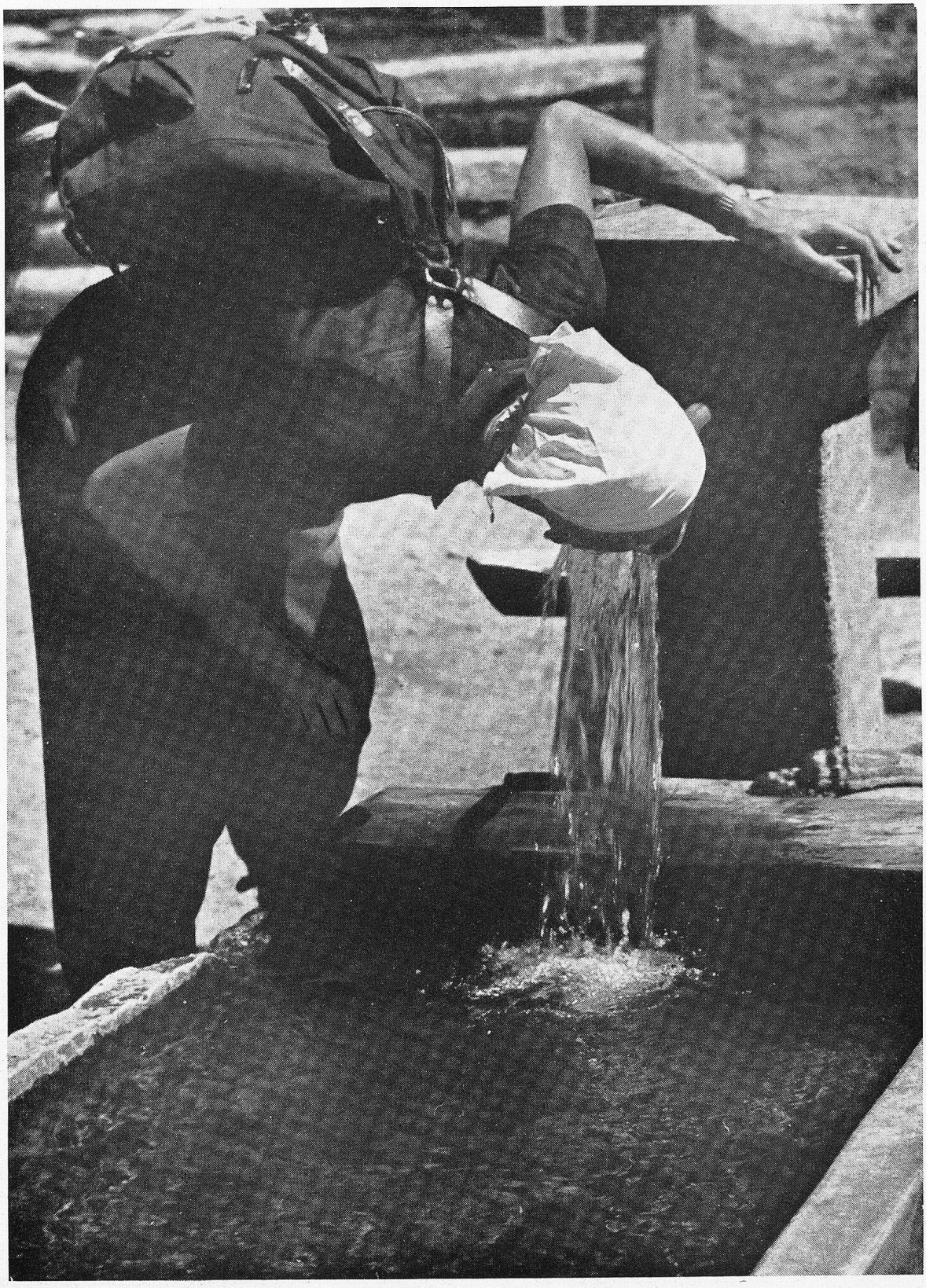
Draussen folgte er den anderen dunklen Gestalten. Die Sirene heulte weithinhallend zum drittenmal, kalte Schauer in seinem Rücken erzeugend, ein lustvolles und unheimliches Gefühl in einem.

Der Mond hatte sich hinter einer Wolkendecke verkrochen. Die Häuserzeilen verengten sich zu einer düsteren Schlucht. Da und dort waren die Fenster hell erleuchtet und die Menschen starrten, aus dem Schlaf gestört, zum Himmel. «Wo brennt's?» riefen immer wieder Stimmen. An der Kreuzstrasse wurden die hastenden Gestalten von einem Feuerwagen überholt, der ohrenbetäubend rasselte und rumpelte. Und Toni sprang und spürte in sich den pochenden Takt seines Blutes.

Die Neugierigen folgten dem sich schnell entfernenden Gefährt, dessen pausenlose Glockenstimme noch lange zu hören war. Mehr und mehr Menschen belebten die Strassen. Wie Rinnsale während der Schneeschmelze fanden sie sich zusammen. Fragen und Antworten wurden atemlos gewechselt. Ein Hund heulte langgezogen in einem Hinterhof. Radfahrer klingelten aufgeregt und schlängelten sich akrobatisch durch die Fussgänger.

Oben, nicht weit vom neuen Schulhaus, sah Toni endlich den Lichtschimmer der Feuersbrunst. Qualmende Gluttröte stieg hinter den kulissenhaft unwirklichen Häuserzeilen auf. Er blieb keuchend stehen, sein Herz hämmerte. Das Erlebnis berührte ihn plötzlich wie ein Traumgeschehen. Die eilenden, schattenhaften Gestalten, die abgerissenen Rufe und das Keuchen. Und hoch über der Erde die Stille, und der dunkle, ferne Himmel mit dem ewigdauernden Glanz der Sterne.

Er jagte weiter. Schon roch er schweren Brandgeruch. Und dann, als er bei der Villa des Obersten Vonau in die Silbergutstrasse einschwenkte, erblickte er den brennenden Hof. Die Flammen loderten aus dem Dach, und er hörte das Knistern und Knattern des gefrässigen Feuers. «22 Wasser! 24 Wasser!» schallten die Kommandos der Feuerwehrleute. Das Wasser zischte aufbrausend in die



Am Brunnen

Glut. Die Feuerwehr hatte schon den ganzen Hof umstellt und abgesperrt. Toni musste über drei pralle Schlauchleitungen springen. Vieh brüllte; es musste sich irgendwo im Baumgarten oder gar noch in den Ställen befinden. Die schauerlichen Tierlaute gingen ihm durch Mark und Bein. Zahlreiche Neugierige umstanden den Brandort, und immer neue strömten hinzu. Der lichterloh flammende Hof wurde von den Menschen mit beklemmender, faszinierter Erregung bestaunt. Es wurden Worte des Bedauerns ausgetauscht, aber alle Augen waren lustvoll weit geöffnet wie an einem festlichen Feuerwerk. Einander völlig unbekannte Menschen sprachen sich an. Die elementare, wutvolle Gefräßigkeit des Feuers schien auch die Konventionen zu zerstören, die sonst die Menschen trennen. Zahlreiche Frauen, unter hastig umgeworfenen Mänteln und Kopftüchern, traten fröstelnd an Ort. Halbwüchsige Buben huschten wie Wiesel durch das Gedränge, Lücken in der Absperrkette suchend, um das grandiose Schauspiel aus nächster Nähe zu betrachten.

Funken sprühten wie Raketen zum samtdunklen Himmel auf und das Wasser prasselte in die Flammen, doch diese waren stärker und schienen die armdicken Strahlen geradezu mit Lust aufzusaugen. Plötzlich stürzte mit einem ohrenbetäubenden Krachen der First ein. Die Flammen schlugen hochauf. Und ein staunender und erschrockener Ruf ging durch die Menge. Das Dach klaffte unheimlich auseinander, dann deckte das stürzende Gebälk für eine Weile alle andern Geräusche zu.

Toni starrte gebannt in die gefräßige Glut. Da vernahm er hinter seinem Rücken einen unterdrückten Laut des Entsetzens und der Verwunderung. Er wandte sich neugierig um und blickte im Widerschein der Flammen in die hellen Augen eines Mädchens. Es war das Mädchen, dem er schon seit einiger Zeit täglich um die Mittagsstunde in der Langenstrasse begegnete. Ein Lächeln des Erkennens trat in ihr Gesicht, das aber sofort wieder verschwand. Und Toni fühlte, wie das Blut in seine Wangen schoss und wandte sich erneut dem brennenden Hof zu. Jetzt trommelte das Herz noch schneller in seiner Brust, und das Feuer fesselte ihn mit einemmal nur noch halb.

Wieder stürzte mit ohrenbetäubendem Geprassel ein Teil des Dachstockes in sich zusammen und die Funkengarben stoben auf. Ich muss sie anreden, dachte er. Schon seit Wochen sehnte er diese Gelegenheit herbei, und jetzt stand sie dicht hinter ihm. Er spürte ihre Nähe: die anmutige Schlankheit ihrer Gestalt und das schmale und schöne Gesicht. Die Gelegenheit war verlockend wie noch nie! Wenn er jetzt nicht endlich den Mut zum Sprechen fand, dann war er ein hilfloser Narr. Gewiss konnte er ihr nicht gleichgültig sein; sie hatte gelächelt, ihn erkannt und sein Instinkt sagte ihm, dass er ihr nicht gleichgültig war.

Und von neuem schaute er zurück, unsicher und befangen. Der flackernde Flammenschein illuminierte ihr Antlitz. Er fand sie hinreissend schön. Ihr Mund war leicht geöffnet und die Lippen waren wie eine süsse Frucht. Er wollte lächeln, aber es entstand nur eine Grimasse, so schien ihm wenigstens. Krampfhaft suchte er nach einem Anknüpfungspunkt, nach einer geistvollen Bemerkung, und schliesslich — er musste zuerst würgen — sagte er bloss: «Wie das brennt!» Und er trat einen Schritt zurück an ihre Seite, zögernd und verlegen, und er ärgerte sich masslos über die banalen Worte, die er endlich als Anknüpfung gefunden hatte.

Sie indessen verstand seine banalen Worte im Lärm und Geprassel nicht, schüttelte ratlos die Locken — und in der Aufregung wiederholte er die drei banalen Worte lauter.

«Ja!» bestätigte sie mit leuchtenden Augen. Das Eis war gebrochen. Er suchte fieberhaft nach neuen Worten.

«Ein schauerliches Schauspiel, nicht wahr?» begann er.

Sie blickte ihn an, schelmisch lächelnd; ihre Augen erschienen ihm im Widerschein des Feuers klar und hell wie Edelsteine. «Ja — schaurig schön!» bestätigte sie.

Und von neuem mangelten die Worte. Sie standen nebeneinander, blickten wie gebannt auf den brennenden Hof und spürten, dass er nur noch ein Vorwand war.

Funkengarben und Rauch qualmten von neuem hoch in den nächtlichen Himmel. Die rasende Gefräßigkeit des Feuers war nicht mehr aufzuhalten.

«Uuuh!» rief das Mädchen, als wieder eine Wand einstürzte, und blickte mit weiten Augen auf die Brandstätte.

«Da ist nichts mehr zu retten!» antwortete er. «Ich finde eine Feuersbrunst kolossal aufregend — Sie auch?»

«Ja, es ist sehr aufregend!» antwortete sie. «Hat man den Hof angezündet?» Sie blickte fragend zu ihm auf, dem langen, strubelhaarigen Burschen, als erwarte sie von ihm die endgültige Antwort.

«Ich weiss nicht — niemand weiss es vermut-

lich, ausser dem Brandstifter!» Er lachte. «Es könnte ja auch Selbstentzündung oder sonst etwas sein . . . »

Viele Leute hatten sich satt gesehen und kehrten in ihre warmen Betten zurück. Der Brand hatte seinen Höhepunkt überschritten, doch das Flackern und Flammen bot noch immer ein grossartig-schauerliches Schauspiel.

Das Mädchen kuschelte sich fröstelnd in ihren Mantel.

«Sie frieren ja!» rief er teilnahmsvoll und besorgt.

«Ein bisschen — es ist doch schon recht kühl», erwiderte sie lächelnd.

«Eigentlich darf ich der Feuersbrunst noch dankbar sein!» entfuhr es ihm plötzlich.

«Schämen Sie sich — so etwas sagt man doch nicht!» antwortete sie vorwurfvoll. Doch sie lachte und hatte verstanden, was er meinte.

«Wie hätte ich Sie denn sonst kennen gelernt?»

«Nun, das wäre ja auch ohne dieses Unglück möglich gewesen . . .»

«Ich wagte es nicht, Sie auf der Langenstrasse anzusprechen, der Mut fehlte mir, um ehrlich zu sein, aber früher oder später hätte ich es doch getan!» flüsterte er leidenschaftlich.

Sie lachte vergnügt und blickte scheinbar aufmerksam in das gierig fressende Flammenmeer. Ihre dunkelblonden, im Flammenschein rot schimmernden Haare fielen locker in ihren Nacken.

«Jetzt muss ich gehen!» sagte sie plötzlich überraschend. «Es ist schon spät und ich muss früh aus den Federn.»

«Ich darf Sie doch begleiten?» Seine Stimme klang zaghaft bittend.

Sie sagte nicht Ja und nicht Nein, aber ihre Augen, diese leuchtenden Edelsteine, antworteten ja.

Eine Weile schritten sie befangen nebeneinander her. Noch immer schallten die Kommandorufe der Feuerwehrleute. Und es erwies sich, dass sie den gleichen Heimweg hatten.

Er begann die flimmernde Herbstnacht zu preisen und hielt mit seinen kärglichen astronomischen Kenntnissen nicht zurück. Er zeigt ihr das Sternbild des grossen Wagens, des grossen Bären und der Pleyaden. Und die Erde roch würzig und herb. Schon war das erste Laub gefallen, das zeitweise unter ihren Füssen raschelte.

Toni war wie berauscht. Ein anderes Feuer flammte lichterloh in seinem Herzen. Er wurde es nicht gewahr, durch welche Strassen sie schritten. Zwar sprachen sie von alltäglichen Dingen, aber ihre Herzen und Sinne waren frühlingshaft gestimmt. Er erfuhr, dass sie in einem Weisswarengeschäft arbeitete. Und dann trieben sie das uralte Spiel mit dem Vornamen; er sollte ihn erraten, und wahllos nannte er Mädchennamen, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen, doch wie seltsam, der ihre wollte und wollte ihm nicht einfallen und liess sich nicht erraten.

Sie hiess Fanny. Er mimte den Untröstlichen, weil ihm gerade *dieser* Name nicht eingefallen war. Er begeisterte sich an ihrem Namen dermassen auffallend, dass sie leicht fühlte, wieviel ihm an ihr lag! Sie durfte aber auch vernehmen, dass er ihre schöne, dunkeltönende Stimme bewunderte. Und da er nicht wusste, woran er mit ihr eigentlich war, wirkte dies sehr seltsam und erregend. Doch war er jetzt immerhin keck genug, sie ganz unverblümt und hingerissen zu bewundern, und sie musste seine aufflammenden Augen sehen, denn der Mond fand keinen Unterschlupf mehr hinter den Wolken. Die Strassen waren in sein fahles, geisterhaftes Licht getaucht. Silbrig funkelten da und dort die Fensterscheiben.

Und dann hielt sie auf einmal an, lächelte merkwürdig, fröstelte und sagte: «Jetzt bin ich zu Hause.»

Er wäre mit ihr noch bis an das Ende der Welt gelaufen, so meinte er, und er spürte auch keine Kälte und Müdigkeit.

Sie reichte ihm die Hand. Er presste sie überschwenglich. «Oh, Sie tun mir ja weh!» sagte sie leise und entzog ihm schnell die Rechte.

«Ich darf Sie doch wiedersehen?» sagte er bittend.

«Vielleicht . . . » antwortete sie unbestimmt. «Wir sehen uns ja schon heute wieder an der Langenstrasse!»

Er überhörte den Spott. «Sie wissen schon, was ich meine!» sagte er ungestüm. «In der Langenstrasse war so eine Art Glaswand zwischen uns — jetzt ist sie weg.»

Er wollte weiter reden, doch da flüsterte sie hastig: «Auf Wiedersehen!» Und fort war sie.

Toni blickte ihr ratlos nach. Die Tür schnappte zu.

Wie er nach Hause kam, wusste er nicht. Er war wie ein Schlafwandler. «Ich bin verliebt wie ein . . . » sagte er hin und wieder halblaut vor sich hin. «Ich bin wahrhaftig verliebt . . . das muss es sein!» Er war wie betrunken. Die Haustüre entglitt seiner Hand und schnappte knallend zu; jetzt

musste ja der Vater erwachen. Wie ein Dieb schlich er sich die Treppen hoch.

«Es ist spät geworden, Toni!» rief die Mutter.

«Das Feuer war kolossal!» antwortete er ohne zu denken, und eigentlich dachte er auch gar nicht mehr an die Feuersbrunst.

«Schäm dich, so zu reden!» tönte es verweisend zurück.

Behende kletterte er über die Hühnerstiege hinauf zu seiner Mansarde. Dort öffnete er das Fenster weit und schaute exaltiert hinauf zum sternflimmernden Himmel. Ueberall sah er nur noch Fanny, die schlanke und ranke, das Mädchen von der Langenstrasse.

Er lag lange schlaflos oder meinte er es nur? Im Halbschlummer, schaukelnd zwischen Traum und Wachen, erblickte er weidende Fohlen. Die Weide war saftig grün und so weit sein Blick reichte, dehnten sich Hügelwellen aus. Die Fohlen tummelten sich munter und waren possierlich — er konnte sich nicht satt an ihnen sehen. Fohlen und Fanny ... Fanny und Fohlen ... Es kam ihm durcheinander im Traum. Und die Fohlen galoppierten, und Fanny mit wehenden Röcken hinter ihnen her ...

Toni war eingeschlafen. Er schnarchte ein wenig, doch das hinderte ihn nicht daran, trotzdem von seinen Fohlen und von Fanny zu träumen.

Kleine Völkerpsychologie — von der Strasse aus

Wer in diesem Sommer durch die Schweizer Strassen fuhr und sich ein wenig den ausländischen Autos und ihren Insassen, die am Strassenrand parkierten, widmete, weiss heute fast soviel über unsere Gäste, ihre Lebensgewohnheiten, ihre guten Eigenschaft und ihre Unarten, als wenn er einige Wochen in dem betreffenden Lande verbracht hätte. Die Strassen der Innerschweiz, des Berner Oberlandes, des Engadins waren zu gewissen Tageszeiten, am Mittag und Abend von picknickenden Fremden gesäumt, und wer die Augen öffnete, der erkannte bald, dass die Picknick-Gewohnheiten der Nationen so verschieden sind wie ihr Charakter. Am kompliziertesten haben es die *Franzosen.* Ich möchte um alles in der Welt keine ferienreisende Französin sein, welche die Tafelgewohnheiten der Nation in den Ferien hochhalten muss. Wenn irgendwo ein französisches Auto — sei es ein grosser Citroën oder ein kleiner Renault — parkiert war, dann konnte man mit Sicherheit dahinter vier bis fünf Feldstühlchen und ein mit Plastik tuch bedecktes Tischchen erkennen. Darauf stand ein farbiges Bakelitservice, zum Frühstück grosse Tassen mit den dazugehörenden Tellern, zum Mittagessen mindestens zwei, wenn nicht drei Bakelitteller. Auch der obligate «Vin rouge» stand auf dem Tisch, und lacht nicht ... in Italien, wo der Landwein auch nicht zu verachten ist, habe ich französische Picknicker getroffen, die französischen Tischwein tranken. Auch die obligate Pommes-Frites-Pfanne fehlte selten bei dieser Ausrüstung, und nach dem Essen zogen sich die Frauen eine Plastikschürze über die Shorts und pilgerten zum nächsten Wasser, sei es ein Dorfbrunnen, ein See oder ein Fluss, um das Geschirr zu waschen. Und das dreimal am Tage. Als ich einmal versuchte, mit einer solch picknickenden Familie darüber zu diskutieren, dass es eigentlich unsinnig sei, am Meeresstrand, im Nationalpark und unter den Lärchen des Engadins die heimischen Essgewohnheiten aufrecht zu erhalten, weil doch Ferien dazu bestimmt seien, sich vom Alltagstramp zu lösen, da wurde mir bedeutet, dass man als Ausländer kaum verstehe, was französische Esskultur und «la cuisine française» seien. Ich blickte beschämt auf meine Salamirädchen im Einwickelpapier — es war in Italien — und sagte nichts mehr. Aber froh bin ich dennoch, wenn ich nach dem Essen einfach meinen Papiersack unter einem Stein vergraben kann, währenddem die Franzosen die Zutaten ihrer «Esskultur», Bakelitservice und transportables Esszimmer mit viel Umtrieben ein- und ausladen.

Ganz anders als die Franzosen picknicken die *Deutschen.* Das heisst diejenigen, die mit dem Mercedes die Länder durchbrausen, picknicken ohnedies nicht. Man trifft sie vorwiegend im Grand Hotel und hat dabei den Eindruck, dass sie die Entbehrungen der mageren Jahre mit Geschick und Ausdauer ausgleichen. Jene aber, die mit Motorrad und Velo am Strassenrand parkieren, lassen sich selten geruhsam im grünen Moospolster eines Waldes oder im Schatten eines Baumes nie-